

Ein Dorf im italienischen Apennin

Gianninas Geschichte

Eva Martiny

Inhalt

Die Kinder.....	3
Die Arbeit im Dorf.....	6
Transporte und Wege.....	9
Das Dorf.....	9
Die Natur.....	11
Die Feste.....	12
Die Heiler.....	13
Wetterzauber.....	14
Sich kennenlernen.....	14
Die Köhler.....	15
Die Schäfer.....	16
Selbstversorger.....	16
Der Händler.....	17
Die Stuhlmacher.....	17

Die Kinder

Es war Nacht, eine stockdunkle Neumondnacht im Juli. Zudem waren Wolken aufgezogen, sodaß auch die Sterne verdeckt wurden und fast nicht die Hand vor Augen zu sehen war. Emiglio schlüpfte in seine Kleider und ging dann seine Tochter wecken. Die Uhr auf dem Kaminsims zeigte drei Uhr am Morgen. Es war höchste Zeit, die Ochsen anzuspannen und sie zu den Vaie zu treiben, um den feinen Sand zu holen, der dort abgebaut wurde und dringend für den Hausbau benötigt wurde. Am Morgen mußten die Ochsen wieder im Dorf sein, damit sie mit den Kühen auf die Weide getrieben werden konnten, denn die großen Tiere brauchten den ganzen Tag, um sich satt zu fressen. Die Kinder hatten Ferien, und so war es selbstverständlich, daß sie halfen, die Tiere zu treiben.

Während Emiglio die beiden Ochsen an den klobigen Holzschlitten spannte, der auf hölzernen Kufen über die mit Steinen gepflasterten Waldwege rutschen sollte, rieb sich die zehnjährige Giannina den Schlaf aus den Augen. Noch benommen zog sie sich an und ging aus ihrer Schlafkammer die Treppe hinunter und auf den kleinen Platz vor dem Haus, wo ihr Vater schon mit dem Ochsen Schlitten wartete. Während er losging und die Ochsen dabei am Zaumzeug führte, trottete Giannina hinter dem Schlitten drein. Auf ihrem Weg durchs Dorf schlossen sich ihnen weitere Ochsen Schlitten an, jedes Gespann geführt von einem Mann und gefolgt von einem Kind, das im Halbschlaf hinter dem Schlitten hertrötete. Als sie aus dem Dorf hinauszogen, war ein Zug von zehn Ochsen gespannen beisammen und machte sich an den Aufstieg.

Die Dunkelheit erlaubte kaum eine Orientierung, aber der Weg war allen vertraut, auch den Ochsen.

Der Steinweg ging stetig bergan, wie fast alle Wege aus dem Dorf bergan stiegen, hinauf in die Berge, die das Dorf umschlossen. Zunächst führte der Weg zwischen Böschungen hindurch, hinter denen sich die Dorfwiesen ausdehnten, teilweise geschmückt von uralten Obstbäumen, die ihre knorrigen Äste weit von sich streckten. Je weiter sie sich vom Dorf entfernten, umso mehr ließ sich in der Dunkelheit der Wald erahnen, der nun immer mehr an den Weg rückte. Den Waldsaum bildeten die Goldregen, die im Juni ihre goldgelben Trauben über den Weg hängten und deren Blätter die Stallkaninchen so bevorzugten. Nun hingen bereits lange braune Schoten an ihren Zweigen. Neben den Goldregenbüschen wuchsen wilde Rosen, Brombeeren und Himbeeren, und wo sie noch Platz ließen, streckte der Beifuß sein silbergraues Laub in die Höhe. Doch all dies erschien nun im ersten Licht der aufgehenden Sonne, die sich im Tal hinter ihnen allmählich aus dem Dunst schob, nur als Silhouette am Wegesrand.

Hin und wieder blieb der ganze Zug stehen, damit sich die Ochsen ein wenig verschnaufen konnten. Nicht selten stießen die Kinder im Halbschlaf an die haltenden Schlitten, denn ihr Zustand zwischen Wachen und Träumen hatte den Halt nicht wahrgenommen. Oft genug trugen sie aufgeschlagene und blaue Knie davon. Zudem galt es jedesmal bei einem Halt rasch auf die Seite zu treten, denn die Ochsen nutzten die Verschnaufpause, um ihren Urin abzulassen, und hinter dem letzten Schlitten floß ein mächtiger Bach den Weg hinab.

Schließlich waren sie an den Vaie angelangt. Die Vaie waren ein halbwegs ebener Platz auf dem Weg zu den Weiden der Prati grandi, wo sich eine Quelle befand, und wo sich die Sandschichten fanden, die nun abgebaut wurden. Mittlerweile war es hell geworden. Mit Schaufeln wurde der Sand in alte Bettücher gehäuft, die schließlich zusammengebunden und auf die Schlitten geladen wurden. Die Last war schwer, und die Ochsen mußten ihre ganze Kraft einsetzen, um die überladenen Schlitten noch ziehen zu können. Es war nun vollends hell geworden, und die hohen Berge ringsum mit ihren sanften Formen reckten ihre Rundungen wie gemeißelt in den hellblauen Himmel.

Kurz bevor das Dorf wieder erreicht war, stieg die Straße ein wenig an, und die armen Ochsen scheuerten sich die Häse wund, um ihre schwere Last noch ins Dorf zu bringen.

Nun war es an der Zeit, die Kühe auf die Weide zu treiben. Es war mittlerweile sieben Uhr geworden, die Frauen hatten die Milchkühe bereits gemolken, und Janina und Domenico waren an der Reihe, die Kühe auf die Weide zu treiben und zu beaufsichtigen.

Während der Schulzeit, wenn die Erwachsenen die Kühe versorgen mußten, war jeweils ein Besitzer von Kühen an der Reihe, die Tiere auf der Weide zu beaufsichtigen. Er hatte diese Aufgabe so viele Tage, wie er Kühe hatte, bis er abgewechselt wurde von einem

anderen, der wieder entsprechend der Anzahl seiner Kühe das Hüteamt übernehmen mußte.

Die Kinder jedoch schickten die Dorfbewohner mindestens zu zweit auf die Weide, denn die Kühe waren oft übermütig und nicht so leicht dorthin zu treiben, wo sie weiden durften. Nur ein Teil der Wiesen stand als Weide zur Verfügung, denn vor allem die ortsnahen Wiesen wurden gemäht, um Heu für den Winter zu gewinnen, und durften nicht abgeweidet werden.

So machten sich also die zehnjährige Giannina und der achtjährige Domenico auf den Weg, in der Hand einen Stecken, um die Kühe zu treiben, und über der Schulter einen Beutel, in dem sich ihr Mittagessen befand. Es waren etwa 50 Milchkühe, die sie zu beaufsichtigen hatten, und dazu die 20 Ochsen, die nach ihrem anstrengenden Nachtmarsch ein Frühstück verdient hatten, außerdem drei Esel.

Der Weg in Richtung Torera, einer Wiese, auf der irgendjemand einmal Jungstiere gehalten hatte und die daher ihren Namen trug, war steil. Nach etwa 20 Minuten erreichte der Zug den Waldrand und gleichzeitig eine Quelle, die durch ein Rohr in einen hölzernen Trog plätscherte. Die Tiere und die Kinder nutzten die Gelegenheit ausgiebig, um ihren Durst zu stillen. Nachdem sie die Torera erreicht hatten, ging es weiter stetig bergauf, nun im Buchenwald, der von einzelnen Eichen durchsetzt war. Die wenigsten Buchen hatten stattliche Stämme, die meisten waren aus dem Stock in mehreren Stämmen ausgetrieben und hatten nur mittlere Höhe erreicht. Dies war eine Folge des Holzverbrauchs durch die Dorfbewohner und der Tätigkeit der Köhler, die ihre Kohle ins Tal verkauften.

Der Aufstieg heute war lang, denn die Weiden in der Nähe des Ortes waren alle schon abgeweidet, und die Tiere mußten bis zu den westlichen Ausläufern der Prati grandi getrieben werden. Hier, auf den "großen Wiesen", gab es noch genug Gras für die Tiere. Freilich waren es keine Wiesen, wie sie aus den großen Ebenen bekannt sind, sondern eher waldfreie Flächen, die hügelig auf- und abstiegen und von zahlreichen Felsen durchsetzt waren.

Endlich, nach mehr als zwei Stunden Aufstieg, immer wieder unterbrochen von Freßpausen der Tiere, kamen die übermüdeten Kinder mit ihren Tieren an. Der Himmel war aufgerissen, und zwischen den Wolken zeigten sich warme Sonnenstrahlen. Fast augenblicklich streckten sich Giannina und Domenico ins Gras und waren sofort eingeschlafen. Allzu tief allerdings durfte der Schlaf nicht sein, denn wenn sich die Kühe zu weit entfernten, war die mühevollte Suche nach einzelnen Tieren die gefürchtete Folge.

Erst gegen Mittag erwachten die Lebensgeister der Kinder wieder. Sie holten sich ihr Mittagessen aus dem Beutel, ein paar Tomaten und Zwiebeln, ein dickes Stück Brot und ein wenig Salz. In eine mitgebrachte Holzschale schnitten sie sich ihren Tomatensalat und aßen ihr Brot dazu. Giannina hatte sogar ein Stückchen Käse dabei, den ihre Eltern selbst gemacht hatten. Satt streckten die Kinder nach dem Essen zufrieden ihre Beine neben einen Felsen, der ihnen als Spielfläche dienen sollte. Domenico ritzte mit einem Stein die Linien eines Mühlespiels in den Felsen, und mit kleinen Steinen begannen sie Mühle zu spielen. Zwischendurch sprang immer wieder eins der Kinder auf, um die Kühe zusammenzutreiben.

Am Nachmittag machten sich die Kinder mit den Kühen auf den Weg zum Lago Bino, ein See, der von einem vor Jahrhunderten sehr ausgedehnten Moor übriggeblieben war. Steil ging es mit den Tieren bergab durch Wald und Wacholdergestrüpp, der hier nicht wie in der Nähe des Dorfes in Säulenform wuchs, sondern wie überall auf den Höhen kriechend den Boden bedeckte. Domenico mit seinen kurzen Hosen und Giannina mit den nackten Beinen unter ihrem Rock zerkratzten sich die Haut auf ihrem weglosen Gang. Zwischen den Bäumen wuchs der Seidelbast, der jetzt schon seine hübschen, aber giftigen Beeren trug, und die schlanken Stengel des Türkenbund, der seine exotischen roten Blüten jedoch größtenteils schon verloren hatte und nun dicke Samenstände trug.

Allmählich änderte sich die Vegetation. Der Boden wurde weicher und federte unter jedem Schritt, die Buchen wurden von Faulbäumen abgelöst, und schließlich trat Giannina als erste vor den Kühen hinaus auf eine große ebene Wiese, den Prao mollo, die Sumpfwiese. Die hohen Halme hatten die Farbe von Kupfer und wogten im Wind, sodaß ihre Farbe von kupfer nach gelb wechselte wie die Wellen des Meeres ihre Helligkeit wechseln im Licht der Sonne. Kinder und Tiere mußten nun auf ihre Schritte achten, denn

der weiche Boden war durchsetzt von Wasserlöchern, die unter dem hohen Gras versteckt waren.

Wegen der Tiere hätten sie nicht hierherzukommen brauchen, denn das Gras schmeckte den Kühen nicht, und lediglich die Esel schienen mit der Alternativkost zufrieden zu sein und rupften hie und da einen Halm. Aber Giannina liebte die ebenen Wiesen, ihr Farbspiel im Wind und die zahllosen Orchideen, die sich auf dem sumpfigen Boden angesiedelt hatten und mit ihren roten, lila und gelben Rispen aus dem wogenden Gräsermeer leuchteten. Außerdem hatte Giannina einen Plan. Sie hatte im Lago Bino mehrfach kleine Fische gesehen, und sie wollte ein paar fangen, um sie mit nach Hause zu nehmen. Zu diesem Zweck hatte sie extra ein Glas mit Schraubdeckel von zu Hause mitgebracht.

Nachdem sie die Wiese überquert hatten, wurde der Weg wieder felsig und fiel ab. Und nach einer Biegung um eine Felsnase lag der See vor ihnen. Sein bräunliches Moorwasser schimmerte wie Samt in der Sonne, und ein Teil der Wasserfläche war bedeckt mit gelbblühenden Teichrosen.

Die Kinder jubelten beim Anblick des Sees und sprangen rasch zum Ufer, wo sie sich bis auf die Unterhose auszogen und ins flache Wasser wateten. Nach dem Marsch durch das Wacholdergestrüpp in der heißen Julisonne tat ihnen die Erfrischung gut, auch wenn der Boden unter den Füßen weich und schlammig war.

Schließlich holte Giannina ihr Glas und machte sich auf die Jagd nach den winzigen Fischchen. Es gelang ihr tatsächlich, sieben oder acht Stück zu erwischen, als sie ihr Glas mitten in einen kleinen Fischschwarm schob. Sie verschraubte es sorgfältig und steckte es in ihren Beutel zurück.

Die Kinder setzten sich nun auf einen Felsen, um sich zu trocknen. Als sie sich wieder angezogen hatten, stellten sie mit Schrecken fest, daß die Sonne schon tief stand und es höchste Zeit für den Heimweg war. Auf dem gleichen Weg trieben sie die Tiere zurück, nun ein wenig ungeduldig, denn die Euter der Kühe waren schon prall und warteten aufs Melken. Unterwegs sah Giannina nach ihren Fischen und stellte voller Schrecken fest, daß das Wasser im Glas sehr warm geworden war und die Fische mehr tot als lebendig im Wasser trieben. Rasch lief sie voraus zur Quelle und schüttete den Inhalt des Glases in den Trog. Das eiskalte Wasser der Quelle allerdings machte nun den meisten Fischen vollends den garaus, und nur drei überlebten den Temperaturschock. Diese sammelte Giannina wieder ein und wartete auf Domenico mit den Kühen. Schon von weitem hörte sie die Glocken der Tiere.

Nun war es an der Zeit, die Tiere zu zählen. Voller Schrecken stellten sie fest, daß eine Kuh fehlte. "Geh du mit den Tieren zum Dorf, ich suche die Kuh", sagte Giannina zu dem jüngeren Domenico. Während dieser dem Dorf zustrebte, machte sie sich auf den Rückweg, um das fehlende Tier zu suchen. Sobald die Glocken der Herde verstummt waren, blieb sie stehen, um zu lauschen, denn die Glocke der fehlenden Kuh würde ihr verraten, wo sie zu finden war. Aber es war nichts zu hören, so weit Giannina auch zurückging. Sie war sicher, daß die Kühe noch vollzählig waren, als sie auf ihrem Rückweg die Prati grandi passiert hatten, und daß die Kuh verschwunden war, als sie durch ihre Fische abgelenkt war und Domenico allein mit den Kühen war.

Es blieb ihr also nichts anderes übrig, als den Weg zu verlassen und bergauf zu steigen. Sie schlug dabei die Richtung der Sareng ein, einer Quelle, die oberhalb des Dorfes lag und gern von den Kühen aufgesucht wurde. Sie schlüpfte durch Unterholz und zerkratzte sich Arme und Beine an den Ranken der Rosen. Sie schlüpfte zwischen Ästen hindurch und stolperte über Wurzeln. Immer wieder blieb sie stehen, um zu lauschen, ob nicht irgendwo das Bimmeln einer Kuhglocke zu vernehmen war. Zum Glück war es im Hochsommer lange hell, denn in der Dämmerung pflegten sich die Kühe hinzulegen, und dann bestand keine Chance mehr, die Kuhglocke zu hören. Immer müder wurden ihre Beine, und sie ärgerte sich über ihre Unachtsamkeit, die ihr diese zusätzliche Aufgabe eingetragen hatte.

Endlich glaubte sie, ein leises Bimmeln zu hören. Angestrengt lauschte sie, und tatsächlich, sie hatte die Kuh gefunden. Giovanni gehörte sie, der würde sie nicht schimpfen, sondern wahrscheinlich nur in seiner gutmütigen Art auslachen. Erleichtert machte sie sich auf den Heimweg und trieb die Kuh vor sich her, ein hübsches Tier, das wie die anderen seiner Art hier im Gebirge zierlich und doch kräftig war, geschickt im Klettern, mit grauem Fell und einer hübschen weißen Blesse auf der Stirn. Willig trottete

das Tier vor ihr her, als sei es froh, daß ihm jemand den Weg zum heimischen Stall zeigte, wo das schwere Euter gemolken werden würde.

Schließlich, gegen neun Uhr abends, langte Giannina im Dorf an. sofort führte sie die Kuh zum Stall Giovanni, wo seine Frau Bice gerade die letzten Kühe molk. Auf ihrem dreibeinigen Melkschemel hockte sie neben einer Kuh und bewegte rhythmisch die Hände, worauf die Milch in kurzen Strömen in den Eimer spritzte. Sie nickte nur kurz mit dem Kopf, als sie Giannina mit der Kuh sah, und rief Giovanni zu, der eben mit einem geleerten Melkeimer zur Stalltür hereinkam, die Kuh anzubinden. Giovanni warf der Kuh noch ein wenig Gras in die Futtertraufe, damit sie beim Melken schön still hielt.

Giannina ging müde nach Hause, wo ihre Mutter schon mit dem Abendessen auf sie wartete. Ein wenig vorwurfsvoll fragte sie nach dem Grund der Verspätung, und als Giannina erzählte, fielen ihr die Fische wieder ein. Sie holte das Glas aus ihrem Beutel, ihre Mutter bewunderte kurz die kleinen Fischchen und füllte dann ein großes bauchiges Glas mit Wasser aus dem Krug, der in der Küche stand und das Wasser zum Kochen und Waschen enthielt, das in großen Eimern vom Brunnen geholt werden mußte. Giannina fing vorsichtig die Fischchen mit den Händen ein und setzte sie in das frische Wasser, wo sie sich bald erholten und munter herumschwammen. Fast sechs Jahre würde sie ihre Freude an ihnen haben, bis der letzte sterben würde.

Giannina stand auf, um sich Gesicht, Hände und Füße zu waschen und stieg dann erschöpft hinauf in ihre Schlafkammer, um in ihr Bett zu kriechen. Die Nacht würde kurz sein, denn um drei Uhr würde sie wieder von ihrem Vater geweckt werden.

Die Arbeit im Dorf

Das Leben der Menschen im Dorf bestand hauptsächlich aus Arbeit. Arbeit, die meist unmittelbar dem Lebensunterhalt diente, füllte die Tage und oft genug auch einen Teil der Nächte von Männern, Frauen und Kindern. Dabei war die Basis des Lebens die Viehwirtschaft. Jede Familie hatte mindestens zwei Kühe, die für Milch und Käse sorgten, und deren Fleisch, soweit es nicht selbst gegessen wurde, verkauft werden konnte. Die Kühe wurden in den Sommermonaten durch das Prinzip der Tagesweide ernährt und im Winter mit Heu. So war ein wesentlicher Teil der Arbeit das Heumachen.

Emiglio stand um halb vier Uhr am Morgen auf. Es würde ein heißer Augusttag werden und er wollte den größten Teil der Wiese gemäht haben, wenn die Mittagshitze begann. Der abnehmende Mond stand am Himmel und beleuchtete mit seiner eiförmigen Lichtscheibe seinen Weg, als er mit der Sense über der Schulter aus dem Dorf ging. Ein Stück ging er den Weg, der zu den moorigen Hochwiesen der Pra vera führte, um dann nach links zu der abschüssigen Fläche abzubiegen, die er heute mähen wollte. Die Dämmerung wich dem Tageslicht, als er seine Sense zu schwingen begann. Er war ein kräftiger, grobknochiger Mann, das taufeuchte Gras ließ sich gut schneiden, und die Arbeit ging ihm zügig von der Hand. Er achtete kaum auf den glutroten Sonnenball, der sich im Tal allmählich aus dem Dunst schälte, dort, wo in mehr als zwanzig Kilometern Entfernung der Hauptort der Gemeinde lag, und im Höhersteigen die Berge mit Licht und Schatten bedeckte.

Währenddessen war seine Frau Marietta aufgestanden und hatte begonnen, die Kühe zu melken. Die kleine zierliche Frau haßte diese Arbeit, und nie hatte sie ganz die Angst vor den großen Tieren verloren. Da gab es eine Kuh, die immer ausschlug, wenn sie nach ihrem Euter griff, andere waren einfach unruhig, vermutlich weil sie ihre zögernde Art spürten. Sie war in einer Familie im Kirchort aufgewachsen, fünf Kilometer entfernt, wo eine Laden und eine Gaststätte die Einnahmequelle bildeten und wo sie nur selten in der Landwirtschaft helfen mußte. Aber sie wußte, daß diese ungeliebte Arbeit meistens an ihr hängen blieb, und so fand sie sich damit ab.

Die fertige Milch brachte sie zu Vivina, denn mit ihr wechselte sie sich täglich im Käsemachen ab. Dann richtete sie ihren Haushalt, machte die Betten, putzte den Boden der Stube und richtete die Brotzeit für sich und ihren Mann. Nun war es Zeit geworden, ihre Tochter Giannina zu wecken, und kurz darauf machten sie sich gemeinsam auf den Weg zu der Wiese, wo Emiglio schon einen guten Teil des Grases gemäht hatte. Neben

ihrer Heugabel trug Marietta auch ein kleines Täschchen umgehängt, das eine Uhr und ein Taschentuch enthielt.

Mit ihrer Tochter wendeten sie nun das Heu, während Emiglio weiter in weiten Schwüngen mähte. Die Sonne brannte schon heiß auf sie herunter, immer wieder wischten sie sich den Schweiß von der Stirn.

Schließlich stellte Emiglio Marietta die übliche Frage: "Ist es schon 11 Uhr?", denn die Mittagszeit war ihm heilig, und selbst ein drohendes Gewitter konnte ihn nicht davon abhalten, pünktlich um 12 Uhr zum Mittagessen zu gehen. Marietta sah auf die Uhr in ihrem Täschchen, und tatsächlich, es fehlten nur noch wenige Minuten. Marietta machte sich also auf den Heimweg, um zu kochen.

Zuerst mußte der Holzherd angeschürt werden, bevor der Reis mit Tomaten und Zwiebeln aufgesetzt werden konnte. Kurz nach 12 Uhr erschienen Emiglio und Giannina, aßen und machten dann bis halb drei Uhr Pause, während Marietta das Geschirr wusch.

Gemeinsam machten sie sich wieder auf den Weg zur Wiese, aber diesmal lud sich Emiglio einen großen Korb auf den Rücken. Das erste Gras war in der Hitze des Tages schon trocken geworden, und er lud es in den Korb. Aufgabe der zierlichen Marietta war es nun, den Korb nach Hause zu tragen. Als sie ihn sich auf den Rücken lud, merkte sie, daß er wieder einmal fast zu schwer für sie war. Schwankend machte sie sich auf den Heimweg.

Mit dem Mähen des Grases und dem Heimtransport war es aber keineswegs getan. Das Heu mußte auch noch auf den Scheunendachboden geschafft werden. Dies geschah folgendermaßen: Emiglio stand vor der Scheune und warf das Heu mit kräftigen Schwüngen zum ersten Zwischenboden der Scheune. Hier stand die große, schlaksige Giannina, seine Tochter, und beförderte es ein Stockwerk weiter. Hier oben stand ihre Mutter, um es endgültig zu verteilen.

Im Winter wurde das Heu oft knapp. Dann wurde es mit Stroh vermischt, damit es länger reichte. Um die Kühe dazu zu bringen, das wenig geliebte Stroh zu fressen, wurde es mit ein wenig Viehsalz bestreut. So wurden die Tiere überlistet. Dafür gab es als zweite Abendmahlzeit oft noch getrocknete Eichenblätter, die im Herbst noch frisch von den Bäumen gezupft wurden, und die Kost der Kühe im Winter noch ein wenig bereicherten.

Jedoch auch das Stroh war knapp. Es konnte nicht als Einstreu verschwendet werden. So war eine der Hauptarbeiten im Herbst, in den Wäldern das welke Laub zusammenzurechen und in Körben nach Hause zu tragen. Wenn der Winter kam, war der Waldboden wie frisch geputzt, es fand sich kaum noch ein Blättchen unter den Bäumen. Die vielen Tiere des Dorfes benötigten eine Menge Einstreu!

Der Winter war für Mensch und Tier die härteste Jahreszeit. Wenn auch die Temperaturen selten unter minus fünf Grad fielen, waren die Häuser mit ihren bis zu ein Meter dicken Bruchsteinmauern doch kalt und oft feucht. Die Betten waren klamm, die sogenannten "Priester", die Holzglut enthielten und mittels eines Gestells aus Holz und Metall zur Erwärmung der Betten dienten, wurden erst später von Emigranten aus Frankreich eingeführt. So war es kein Wunder, daß der Winter gefürchtet war im Dorf.

Jacken oder Pullover kannten die Dorfbewohner nicht. Die Frauen trugen ein Unterkleid aus feinem Leinen, das oft aus der Aussteuer stammte. Dieses Unterkleid diente zugleich als Nachthemd und wurde am Morgen gleich anbehalten. Darüber zogen die Frauen einen Unterrock und einen langen Rock, eine Bluse und ein eng geschnürtes Laibchen. Mit dieser leichten Kleidung mußten sie im Winter oft weite Wege gehen, etwa um im 25 Kilometer entfernten Handelsort einzukaufen. In Gianninas Familie gab es einen Schal, der nur am Sonntag getragen werden durfte.

Der Weg zur Schule in den Kirchort war fünf Kilometer lang. Im Winter führte er oft durch tiefen Schnee. Jedes Kind hatte ein Scheit Holz unter dem Arm, mit dem der Schulraum geheizt wurde. Giannina hatte es gut, denn sie besaß als einziges Kind im Dorf einen Mantel.

Die Dorfbewohner wirtschafteten weitgehend autark. Die Milch wurde fast ausschließlich im Dorf selbst verarbeitet. Die Sahne wurde zwei Tage lang abgeschöpft und dann in einem Eimer mit Hilfe eines Holzlöffels zu Butter geschlagen. Jede Familie stellte ihren

eigenen Käse her. Es gab unterschiedliche Rezepte, so verfeinerte Marietta ihren Käse mit Blauschimmel, während Bices Käse lauter Luftlöcher aufwies. Ausgangsprodukt für die Fermentierung war aber in jedem Fall Ziegenlab, der von Händlern verkauft wurde, die alle paar Monate über die Dörfer zogen.

Der Käse war halbfest und wurde in runden Holzfest gepreßt, die am Boden Löcher hatten, aus denen das Käsewasser abfließen konnte. War er fertig, mußte er immer wieder mit Öl eingerieben werden, damit er nicht austrocknete. Dennoch kam es immer wieder vor, daß ein Käse schlecht wurde. So waren die Dorfbewohner froh, wenn sie den Köhlern im Sommer ein paar Käselaiber verkaufen konnten und dafür ein wenig Geld erhielten.

Eines Tages zeigte ein Labhändler einer Dorffamilie die Herstellung des begehrten Parmiggiano - Käses, eines ausgesprochenen Hartkäses. Wenn auch die Qualität der Molkereien nicht erreicht wurde, so war dieser Käse doch haltbarer und schmackhafter und wurde von da an von vielen Familien hergestellt.

Außerdem produzierten einige Familien auch Frischkäse, der in selbstgeflochtenen Weidenkörben abtropfte und auf seinen baldigen Verzehr wartete.

Das zweite Standbein der Selbstversorgung war der Ackerbau. Angebaut wurde Weizen, Mais, vereinzelt Hafer und Kartoffeln. Zwar war der Anbau von Getreide auf tausend Höhenmetern und auf den vielfach abschüssigen Feldern äußerst beschwerlich und nach modernen Gesichtspunkten sicherlich nicht rentabel, für die Dorfbewohner aber, die in größere Gemeinden mehrere Stunden Fußmarsch über die Berge zurücklegen mußten, eine Lebensnotwendigkeit.

Da gab es Äcker, die vor der Aussaat erst mit Erde versorgt werden mußten, denn der Humus wurde durch die Hanglager immer wieder heruntergespült. So wurde unterhalb des Ackers ein Loch gegraben, die herausgeschaufelte Erde auf den Ochenschlitten geladen, die Erde ans obere Ende des Ackers geschafft und dort verteilt, solange, bis wieder eine brauchbare Humusschicht vorhanden war.

Pflügen und Eggen erfolgte mit dem Ochsespann. Die Ochsen zogen Pflug oder Egge, auf dem Pflug stand ein Kind, bei schwereren Böden auch ein Mann, die Ochsen wurden mit der Hand am Zaumzeug geführt.

Giannina berichtet, daß das Eggen sehr sorgfältig geschah. Ecken, die mit dem Gespann nicht erreicht werden konnten, wurden sorgfältig mit der Hand bearbeitet. In vielen Fällen mußten in den Feldern Kanäle angelegt werden, um das Abfließen des Wassers zu ermöglichen, ohne daß zuviel von dem kostbaren Humus mitgenommen wurde. In den Bergen gab es oft tagelange Regengüsse und nicht selten Gewitterstürme, bei denen sich die Schleusen des Himmels öffneten und Sturzbäche von Wasser über Wiesen und Felder schütteten.

Säen war Männerarbeit und geschah mit der Hand. Aus dem umgehängten Beutel warfen die Männer die Samen mit vollen Händen auf die Erde. selbstverständlich wurde nichts von dem wertvollen Saatgut vergeudet und jedes Korn lag an der richtigen Stelle.

Im Spätsommer war es die Aufgabe der Kinder, vom Futterklee die Samen abzuzupfen, um Saatgut für das nächste Jahr zu haben.

Gedroschen wurde mit einer kleinen Maschine, die von vier Männern angetrieben wurde, die stundenlang im Kreis gingen.

Das Getreide wurde mit der Hand gemäht und zu Garben gebunden. Dabei ließen die mähenden Frauen und Männer etwa 25 Zentimeter des Stroh stehen, damit die Garben beim Transport nicht zu schwer wurden. Dieses kostbare Reststroh wurde dann in einer zweiten Mahd eingebracht.

Im Winter, wenn sich der Mist der Kühe zu großen Haufen aufgetürmt hatte, belud man die Holzschlitten und fuhr ihn zu den Äckern. An verschiedenen Stellen wurde der Schnee weggekratzt und dort der Mist abgelagert, damit er im Frühjahr verteilt und untergepflügt werden konnte.

Im Herbst schenkte die Natur den Dorfbewohnern eine Nahrung, die nicht mühevoll angebaut werden mußte, und zwar in Form der Eßkastanien, die in Gruppen unterhalb des Dorfes wuchsen und ihre Früchte abwarfen. Die Frauen sammelten sie auf, trugen sie in Körben ins Dorf und breiteten sie dann auf den Oberboden einer Scheune, der in der Art eines Gitters gebaut war. Unten in der Scheune wurde tagelang ein Ofen geheizt,

sodaß die Kastanien getrocknet werden konnten. Dann wurden sie in große Säcke gepackt und so lange auf den Boden geschlagen, bis die Schalen abgeplatzt waren. Nun konnten sie zur Mühle in den übernächsten Ort geschafft werden, wo sie zu Mehl gemahlen wurden.

Eine weitere wichtige Nahrungsquelle und Domäne der Kinder und Frauen waren die Gemüsegärten, die jede Familie hatte. Sie waren nicht unbedingt direkt neben dem Haus gelegen, sondern oft auch in den Wiesen an einer möglichst geschützten und sonnigen Stelle. Ein Zaun schützte sie vor Hühnern, Hunden und anderen Tieren. Hier wurde alles an Gemüse angebaut, was die Familie das Jahr über verzehrte. Bereits im Frühjahr begann die Saison mit dem Säen von Salat. Außerdem hatten verschiedene Pflanzen den Winter überdauert und dienten auch im zeitigen Frühjahr der Ernährung: Lauch, Kraut, Radicchiosalat. Karotten und Zwiebeln wurden in den ebenerdigen Kellern eingelagert. Bohnen und Erbsen wurden neben dem Frischverzehr auch eingemacht, Sellerieblätter, Petersilie und Basilikum getrocknet.

Der Gemüsegarten brauchte ständig eine pflegende Hand zum Entfernen des Unkrauts, zum Jäten und zum Nachsäen von Folgefrüchten. Die Mädchen fanden hier auch während der Schulzeit ihre Beschäftigung am Nachmittag, insbesondere dann, wenn die Mütter mit der Feldarbeit und Heuernte beschäftigt waren. Mit der ersten Heuernte, der Getreideernte und der zweiten Heuernte ging der Sommer vorbei. I

Transporte und Wege

Nicht weit von den Vaie standen drei riesige Zitterpappel. Sie mußten gefällt werden, denn ihr Holz wurde als Dielen für den Dreschplatz gebraucht. Mit Äxten und Sägen und drei Ochsenschlitten machten sich die Männer auf den Weg und am Abend kamen sie mit den Stämmen zurück. Der Winter war die richtige Zeit für solch eine Arbeit, und so war es auch nicht verwunderlich, daß die Stämme zur kältesten Jahreszeit fast zwanzig Kilometer weit zur Gattersäge gefahren wurden. Ein Termin für das Abholen der Dielen wurde vereinbart, und die Gespanne machten sich wieder auf den Heimweg.

Als jedoch der Tag für das Abholen der schweren Last herangerückt war, lag tiefer Schnee auf den Bergen. Der Hinweg war mit den leeren Ochsenschlitten noch erträglich, jedoch auf dem Rückweg gruben sich die Beine der Ochsen tief in den harschigen Schnee ein. Nur mit äußerster Kraftanstrengung schafften sie den Rückweg, und an der letzten großen Steigung vor dem Unterdorf hatten sie allesamt bis zu den Knien blutige Beine, und ihr Hals war wundgescheuert vom Joch.

Drei Familien hatten einen Esel, der den Transport kleinerer Lasten übernahm. Meist jedoch waren die Menschen selber die Träger der Lasten. großen Körben schlepten sie Heu, Gras, Blätter und dünnes Holz auf dem Rücken ins Dorf.

Entfernungen war man im Dorf gewohnt. Die abgelegene Lage auf tausend Metern Höhe und die Tatsache, daß die nächsten nennenswerten Ortschaften, wo Markt gehalten und Handel getrieben wurde, weit über zwanzig Kilometer entfernt lagen, machte lange Wege zur Selbstverständlichkeit. Gleichzeitig versuchte man, sie durch weitgehende Selbstversorgung auf das Notwendige zu beschränken.

Das Dorf

Der nördliche Apennin ist Italiens waldreichstes Gebiet. Hier finden sich die größten zusammenhängenden Waldgebiete, die in weiten Teilen reine Laubwälder bilden. Vor allem die Buche regiert den nördlichen Apennin, begleitet von Eichen und Ahorn. An Waldsäumen finden sich Goldregen und Eßkastanien, in feuchtem Gelände ausgedehnte Bestände des Faulbaums. In den felsigen Gebieten wächst der Wacholder neben Schlehe und Weißdorn. Erst oberhalb 1500 Höhenmetern entwickelt sich Latschenvegetation, begleitet von kriechendem Wacholder.

Die Buchen sind aufgrund der Holznutzung überwiegend als Mittelwald ausgebildet. Die Stämme werden oft großflächig geschlagen und bilden aus dem Stock neue, verzweigte Stämme. Diese stehen nach 15 bis 20 Jahren erneut zur Brennholznutzung zur Verfügung.

Das Dorf liegt auf etwas mehr als 1000 Höhenmetern, umgeben von Wiesen und Wäldern. Da die Berghänge nicht unmittelbar an das Dorf heranrücken, hat es eine sehr sonnige Lage, um die es von vielen umliegenden Orten beneidet wird, denen oft steile Berghänge im Winter kaum einen Sonnenstrahl gönnen.

Die Häuser sind fast alle dreistöckig, wobei das unterste Stockwerk als Keller oder Stall genutzt wird. In dem felsigen Boden ist ein unterirdischer Keller unmöglich. Eine Steintreppe führt zur Haustüre im ersten Wohngeschoß. Auch das zweite Wohngeschoß bildet ein volles Stockwerk. Darüber erhebt sich ein relativ flaches gleichmäßiges Walmdach, das mit mehreren Lagen von Steinplatten gedeckt ist.

Die Fenster waren ursprünglich nur so groß, wie eine Steinplatte breit war, die als Fenstersturz diente. Erst Ende des letzten Jahrhunderts wurden Holzstürze eingeführt, die die Fenster breiter und höher werden ließen. Am häufigsten sind heute doppelflügige Fenster mit je zwei Quersprossen zu sehen. Die wunderschönen schweren Steinplattendächer werden immer mehr durch Ziegel ersetzt, die erheblich billiger und leichter zu verlegen sind. So wurde aus einem grauen Dorf, das sich kaum von den Felsen seiner Umgebung unterschied, allmählich ein rotes Dorf. Doch immer noch sind viele Häuser unverputzt und zeigen das lebendige, in vielen Tönen schimmernde Grau der Bruchsteinmauern.

Die Häuser stehen oft dicht gedrängt, aneinandergebaut, das spart Platz und Aufwand für eine zusätzliche Außenwand. Zudem ist ein Haus mit vielen Außenwänden kälter als eines, das geschützt zwischen anderen Gebäuden eingebettet ist. Die Ställe und Scheunen stehen in der Regel extra und sind meist nicht mit dem Wohnhaus verbunden, soweit sie nicht im "Keller" untergebracht sind.

Beim Betreten eines Hauses erreicht meist man zuerst einen schmalen Gang, von dem die Zimmer erreichbar sind. Die Wohnküche bildet das Zentrum des häuslichen Lebens. Die "salla", das Wohnzimmer, wurde nur zu festlichen Zwecken genutzt und war oft nicht einmal beheizbar. Daneben gab es nur noch Schlafräume. Ein Bad oder eine Küche wurden erst in den letzten Jahren in die Häuser eingebaut. Als Toilette diente oft eine Ecke im Stall oder die freie Natur.

Beheizbar war in der Regel nur die Wohnküche. Riesige Kamine waren wohl mehr eine Anleihe an französischen Wohnstil, gewärmt wurde der Raum durch einen Herd, der gleichzeitig als Kochherd diente. Das Ofenrohr war meist sehr lang und führte mehrfach gewunden zum Kamin, denn es gab zusätzlich Wärme ab.

Umgeben ist das Dorf von Obstwiesen mit alten Apfel-, Birn- und Sauerkirschbäumen. Kaum jemand pflanzt heute noch junge Bäume, denn die Bevölkerung von zu Beginn dieses Jahrhunderts noch 180 Einwohnern ging auf vier ständige Bewohner zurück. Davon ist der jüngste fast 70 Jahre alt. Die Kinder sind alle in die Städte der Poebene gezogen, wo die Arbeit leichter ist, freilich oft auch eintöniger. Viele Häuser sind mittlerweile zu Ruinen geworden, die Dächer eingestürzt, die Fensterhöhlen leer. Nachdem das Dorf für die Sommerfrische der hitzegeplagten Leute aus Mailand, Cremona und Piacenza entdeckt wurde, wurden einige Häuser wieder bewohnbar gemacht. Freilich hielt auch hier der schlechte Einheitsgeschmack Einzug, und Aluminiumfenster und Metalltreppen blieben dem Dorf nicht erspart, obwohl es als "centro storico" unter strengem Denkmalschutz steht. Aber wer von der Verwaltung macht sich schon die Mühe, die Einhaltung der Vorschriften zu überprüfen, wenn er fast eine Stunde mit dem Auto über gewundene, schlechte Bergstraßen fahren muß?

Häufig scheidet die Instandsetzung eines Hauses durch die "Städter" an den unklaren Besitzverhältnissen. Die Erbfolge gab jedem Kind seinen Anteil an Haus und Feldern, sodaß heute bis zu 20 Besitzer ein Haus unter sich teilen, oft in mehrere Länder verstreut und häufig unauffindbar.

Freilich bringen die Sommerfrischler wenig für die Erhaltung des Ortes. Sie kommen nur wenige Wochen im August und bringen dann oft nur das Bedürfnis nach Erholung mit. Einige Männer schwingen sich auf ihre Geländemotorräder und zerstören die empfindlichen Trockenhänge.

Längst gibt es keine Milchwirtschaft mehr. Die Weiden verbuschen, der Blumenreichtum verschwindet. Wo heute noch Orchideen, wilde Krokusse und Narzissen, Primeln und Enzian wachsen, werden in wenigen Jahren Schlehen und wilde Rosen die Vorherrschaft übernommen haben. Selbst die Wiesen unmittelbar am Dorf werden nicht mehr gemäht, weil auch niemand mehr das Heu kaufen will. Die Bauern in der Ebene füttern

importiertes Kraftfutter, die europaweite Reduzierung des Milchviehs tut ein übriges. Die Natur erobert das Dorf zurück.

Die Natur

Bezaubernd ist sie, vielfältig, bunt und manchmal beunruhigend, bedrohlich. Am faszinierendsten sind die Stimmungen, die das Licht unter verschiedenen Wetterbedingungen und zu unterschiedlichen Tageszeiten erzeugt. Das Abendlicht zaubert rosarote Wölkchen an den Himmel, die unvermutet in flammendes Rot übergehen können, sodaß der Himmel wie mit glühender Lava übergossen erscheint. Das letzte Licht windet einen Kranz um die Bergketten, und ihre Silhouetten sind scharf wie ein Scherenschnitt. Schließlich wechselt der Himmel in ein unglaubliches Türkis, das über lila zum nachtdunklen Blau des Abendhimmels wird.

Überwältigend auch die raschen Wetterumschwünge: Schwarze Wolkenberge türmen sich um die Gipfel, der Himmel erreicht eine beängstigende Weite, der Blick verliert sich in endloser Ferne. Die Bergketten sind bedrohlich nahe, dunkel und unheimlich. Dann verhüllen die Wolken die Berge, die alten Nußbäume auf den Dorfwiesen schütteln ihre Zweige, der Wind heult um die Häuser. Wolkenbruchartige Regenfälle sind nicht selten, die Dorfstraße verwandelt sich dann in einen Sturzbach.

Ganz anders präsentieren die knorrigen Obstbäume des Dorfes sich im Nieselregen oder Nebel, wenn die Wolken das Dorf eingehüllt haben. Die Welt ist auf die unmittelbare Umgebung reduziert, die Bäume gewinnen Individualität, ein erstanliches Eigenleben, eigenständige Würde. Oder nehmen wir sie jetzt erst wahr, ihre Würde, ihr hohes Alter, da uns die Sicht auf uns selbst reduziert?

Und schließlich die Gewitter: tagelang können sie dauern, der Himmel wird oft aus allen Richtungen von gleißenden Blitzen durchbrochen, das Rumpeln und ohrenbetäubende Krachen des Donners bricht sich vielfach an den Bergwänden.

Der Winter kann viel Schnee bringen, allerdings bleibt er selten längere Zeit liegen. Schnell weht ein warmer Wind von Süden, bringt milde Meeresluft, und nimmt die weiße Pracht mit sich fort. Im Winter wirken die Berge seltsam nackt, wenn die Wälder ihrer Blätterpracht beraubt sind. Eingeschnittene Bachläufe, Lichtungen und Wiesen treten dann für den Betrachter aus der Ferne deutlicher hervor.

Wer den Blick zu Boden wendet, sieht zu verschiedenen Jahreszeiten eine geradezu unglaubliche Vielfalt an Blumen. Die Wiesen tragen im Frühjahr wilde Krokusse und Hyazinthen, Primeln und Buschwindröschen. Ab 1400m Höhe wachsen wilde Tulpen und Hundszahnlilien, die Wege sind gesäumt von Veilchen und großblütigen Stiefmütterchen. Der Frühlingsenzian blüht auf Trockenrasen, wenn die ersten sommerlich warmen Tage kommen. Der Frühsommer bringt eine schier unendliche Pracht von Wiesenblumen, sodaß manchmal das Gras verschwunden zu sein scheint in all der Blütenpracht. Neben Wiesensalbei, Karthäusernelken, Klappertopf und Schafgarbe gibt es auch Kostbarkeiten wie wilde Feuerlilien und zahlreiche Orchideenarten. Im Wald finden wir Türkenbund und die roten Beeren des Seidelbast.

Der Herbst hüllt die Hänge in das Rot der Buchenblätter und das Gold des Bergahorns, bis schließlich alles in Kupfertönen sich anschickt, dem winterlichen Wind zu weichen, der die Blätter von den Ästen fegt. Dann sind auch die Eßkastanien reif, die an der Straße zum Dorf wachsen, und heute kaum noch gesammelt werden, wohingen sie früher halfen, den Winter ohne Hunger zu überstehen.

Die Wiesen um das Dorf steigen in unregelmäßigen Terrassen zu den Berghängen an. Zahlreiche Lesesteinhaufen und -mauern zeugen vom Kampf der Dorfbewohner um die steinigen Wiesen und früheren Äcker. An den Säumen der Wiesen haben sich wilde Rosen, Schlehen und Weißdorn angesiedelt. Die Rosen sind im Frühsommer über und über voller weißer und zartrosa Blüten, im Winter dunkelrot überhaucht von Hagebutten. Die Schlehen duften im Frühjahr in weißen Büschen, das dunkle Blau ihrer Früchte mischt sich im Herbst mit dem Rot der Beeren des Weißdorns.

Dort, wo die Böschungen nur noch aus Steinen zu bestehen scheinen, aus scharfkantigen Schieferplatten und Geröll, dort wächst der Goldregen. Tief hinunter treibt er seine Pfahlwurzel, windet sie zwischen Steinen hindurch, auf der Suche nach ein bißchen Erde. Schon im Hochsommer trägt er lange braune Schoten. Seine Blätter waren begehrt als Futter für die Stallkaninchen.

Oft scheint es, als würde jenseits der dornigen Hecken, außerhalb des Dorfes, eine andere, wildere Welt beginnen. In Vollmondnächten sind die Elfen fast sichtbar, die über die Wiesen unterhalb des Waldsaums tanzen.

Die Wälder beginnen gleich hinter den letzten Wiesen. Die vorherrschende Baumart ist die Buche, die den typischen Mittelwald bildet. Selten erreichen die Buchen große Höhen, da sie zur Holznutzung oft auf den Stock gesetzt werden und aus den Stöcken in mehreren Stämmen immer wieder austreiben. Eichen, die "rovere" mit ihren stacheligen Früchten, wachsen bevorzugt an sonnigen Stellen über dem Dorf, während der Bergahorn sich überall im Ort Plätze erobert hat und dort mächtige Stämme bildet. Aber auch in den Wäldern finden sich immer wieder Eichen und Ahorn.

Die Wälder waren durchzogen von Trampelpfaden, die die Kühe während ihrer Tagesweide hinterließen. Mit dem Verschwinden der Kühe werden auch die Wälder zunehmend unzugänglich. Die von den Dorfbewohnern angelegten Wege zum Abtransport des Holzes waren mit großen Lesesteinen gepflastert, auf denen die Holzkufen der Ochenschlitten gut entlangrutschten. Durch die Verwendung von Kettenfahrzeugen, die die Ochenschlitten ersetzen, wurde die Steinpflasterung zerstört und die Wege sind bei Regenwetter oft nahezu unpassierbar.

Zwischen 1300 und 1500 Höhenmetern liegen die großen Weiden, die "prati grandi", die jahrhundertlang wenn auch nicht den Reichtum, so doch den Lebensunterhalt der Dorfbewohner ausmachten. Hierher trieben sie ihre Kühe zur Tagesweide. Hier weideten die Schäfer ihre Tiere. Die "großen Wiesen" sind ausgedehnte Grasflächen, durchsetzt von Felsen und durchzogen von kriechendem Wacholder. Vor der großartigen Kulisse der hohen Berge sind die "prati grandi" ein Landschaftserlebnis ganz eigener Art. Kühe sind heute kaum noch zu sehen, vereinzelt Pferde, die von Frühsommer bis Herbst hier bleiben dürfen. Der Blumenreichtum der Bergwiesen im Frühsommer ist ein Genuß für jeden Menschen, der seine Augen gebrauchen kann und dessen Herz sich noch nicht völlig gegen die Natur verschlossen hat.

Der nördliche Apennin ist reich an Wasser. An vielen Stellen sprudeln Quellen, die kaltes und schmackhaftes Wasser liefern. Eine der stärksten Quellen in der Nähe des Dorfes wird von einer Firma als Mineralwasser abgefüllt. Die Quellen und Quellhorizonte schaffen Feuchtgebiete, die zahlreichen Faulbäumen Lebensraum bieten. Eine große Vielfalt an Blumen, die Feuchtigkeit lieben, hat sich hier angesiedelt. Die "pra vera" ist ein ehemaliges ausgedehntes Moor, nun zur Wiese geworden, eine halbe Gehstunde vom Dorf in die Wälder gebettet, die im Frühling und Sommer auf federndem Torfboden die wenig spektakuläre Blumenvielfalt der Feuchtgebiete aufweist.

Die Menschen werden alt in dieser grandiosen Landschaft, fast alle erreichten 80 Jahre, die älteste Bewohnerin ist 91. Sie bleiben bis ins hohe Alter rüstig und verfügen auch noch mit mehr als 80 Jahren über eine erstaunliche Kondition, wenn sie die oft steil ansteigenden Wege des Dorfes zurücklegen.

Moderne Gifte haben das Dorf nur sporadisch erreicht, vor allem Verpackungsmüll aus Plastik wird oft bedenkenlos im Ofen verbrannt. Verschont aber blieben die Wiesen und Felder von Dünger aus der Chemiefabrik, Viehmist wurde für die Äcker verwendet und die Wiesen konnten ihre natürliche Vielfalt erhalten. Die schmutzige Dunstglocke, die über der Poebene den Himmel trübt, erreicht meist die Höhenlage des Dorfes nicht.

Die Feste

Auch wenn der Großteil des Lebens der Dorfbewohner aus Arbeit bestand, hatten sie doch ihre Freude an Feiern und Festen. Sie lebten gerade auf die regelmäßig wiederkehrenden Feste hin, die meist kirchliche Feiertage waren, und keine Mühe wurde gescheut, um sie zu aller Zufriedenheit zu gestalten.

Im Dorf selbst wurden zu verschiedenen Zeiten Tanzfeste organisiert. Es gab zwei Tavernen, zusätzlich kamen die beiden Wirte aus dem Kirchort herauf und richteten in zwei weiteren Häusern eine mobile Gaststätte ein. Selbstverständlich spielte eine Musikgruppe auf, Schlagzeug und Akkordeon erzeugten den typischen Klang und Rhythmus der einheimischen Lieder. Dazu gab es Wein, und zu besonderen Gelegenheiten buken die Frauen des Dorfes Kuchen und andere Köstlichkeiten, um geladene und ungeladene Besucher zu bewirten.

Das erste Fest dieser Art im Jahr war das Fest der Madonna, am 26. Mai. Nach der Messe in der kleinen Dorfkirche zog der Zug der Bewohner hinter einer Statue der Maria in einer Prozession durch die Straßen und Wiesen des Dorfes. Auf dem Dorfplatz erfrischten sich danach die Männer mit Wein, während die Frauen schon das üppige Mittagmahl vorbereiteten. Am Abend fand der Tanz statt. Zahlreiche junge Männer strömten ins Dorf, denn den Mädchen war es nicht gestattet, außerhalb des Dorfes tanzen zu gehen. Damit auch alles friedlich zuging, wenn der Wein floß, gab es einen Dorfwächter, der Streithähne mit energischen Worten und notfalls auch Griffen zur Vernunft brachte. Die Frauen hatten Kuchen gebacken, und die Gäste stärkten sich bei einem Gang durch die Häuser an den Süßigkeiten.

Weitere Feste dieser Art fanden im August statt, wo fast jede Woche Tanz im Dorf war. An Weihnachten, Ostern und zum ersten Mai tanzten die jungen Männer und die Ehepaare außerdem im Kirchdorf. Die jungen Männer nahmen nicht selten auch noch weitere Fußmärsche in Kauf, um zu einem Tanzfest zu gelangen. Stundenlange Heimwege in der Nacht durch die Wälder und über die Berge waren die Folge. Gelegentlich kam es vor, daß ein junger Mann, berauscht vom Wein und müde vom Tanz, unterwegs auf einer Wiese einschlief und erst am nächsten Morgen zu Hause eintraf, mit dickem Schädel und schlechtem Gewissen, denn der Spott der anderen Dorfbewohner war ihm gewiß.

Für die Kinder war der Höhepunkt des Jahres Santa Lucia, der 13. Dezember. Dann kam Lucia mit ihrem Esel über die Berge und steckte den Kindern ein paar Orangen oder andere Kleinigkeiten in die Schuhe. Nach alter Tradition wurde am 13. Dezember die Rückkehr des Lichts gefeiert. Das Weihnachtsfest dagegen ist erst in letzter Zeit in Mode gekommen. Ursprünglich wurde es lediglich als kirchlicher Festtag begangen. La Befana, die alte Hexe, die an Epiphania - dem Dreikönigstag - auch heute noch Geschenke bringt, ist ein Geschöpf der Ebene und erreicht die Höhen der Gebirgsdörfer meist nicht.

Die Heiler

Ein ernstes Problem war in der Abgeschiedenheit der Bergdörfer eine Krankheit. Ein Arzt war stundenlang unterwegs, um ins Dorf zu gelangen, und seine Honorarforderung war entsprechend. So wurden die professionellen Heiler, erst recht natürlich das Krankenhaus in der Provinzhauptstadt, nur im äußersten Notfall in Anspruch genommen. Für kleinere Beschwerden gab es kräuterkundige Frauen und Heiler, die mit magischen Kräften ihren Dienst taten.

Am Ende des Dorfes, dort, wo die Dorfstraße steil zu den Bergen anzusteigen beginnt, hatte eine "Hexe" ihr Haus. Sie kannte sich aus mit Tees und Salben aus Wildkräutern.

Immer wieder gab es Menschen, denen das Heilen durch magische Kraft zugetraut wurde. Ihre Fähigkeit wurde meist auf ihre Nachkommen vererbt. In der Regel war es ein Kreuz, das mit dem Daumen auf die verletzte Stelle gezeichnet wurde. Die Heiler waren auf ein bestimmtes Leiden spezialisiert. So gab es einen Mann im Nachbardorf, der Warzen innerhalb weniger Stunden beseitigen konnte.

Giannina war als Kind jahrelang von 27 Warzen an ihren Händen geplagt. Lästig war insbesondere eine große an der Handinnenfläche. Eines Tages kehrte sie mit ihren Eltern nach dem Kirchbesuch in der Gaststätte des Kirchdorfes ein. Zufällig war gleichzeitig der Mann anwesend, der bekannt dafür war, Warzen heilen zu können, indem er sie "zeichnete". Er betrachtete Gianninas Hände eingehend und machte dann auf jede Warze mit dem Daumen das Zeichen eines Kreuzes. Am nächsten Morgen waren alle Warzen verschwunden und blieben es bis heute.

Eine noch größere Leistung vollbrachte er jedoch bei einer Kuh, die große Warzen am Euter hatte und sich deshalb nur noch ungern melken ließ. Auf seinen Rat legte die Besitzerin je ein kleines Kreuz aus Stroh auf jede Warze, steckte die Kreuzchen anschließend in eine Tüte und schickte sie ihm. So wurde der mühevollen Weg mit der Kuh ins Nachbardorf vermieden und die Warzen verschwanden trotzdem. Giannina bekräftigt, daß dieses Ereignis nicht einmal 15 Jahre her ist und sie sich genau erinnert.

Unglücklicherweise nahm sich der einzige Sohn des Warzenheilers das Leben, sodaß seine Gabe mit seinem Tod verloren ging.

Silvias Vater hatte als Junge auf einmal beide Hände voller Warzen. Sie waren innerhalb weniger Tage entstanden und störten ungemein. Da bekam er von einem Mann aus einem der Bergdörfer den Rat: Nimm eine frische Schweineschwarte, von der das Fett entfernt wurde, und wickle sie um deine Hände, dann vergrab die Schwarte in einem Misthaufen, wenn sie verfault und verschwunden ist, sind auch die Warzen verschwunden. Und so war es.

Eine Frau aus einem anderen benachbarten Dorf kurierte Verstauchungen, indem sie "das Zeichen machte". Geheilte versichern, daß auch schlimme Verrenkungen und Prellungen über Nacht verschwanden.

Bei Augenentzündungen, dass war im Dorf allgemein bekannt, sollte man in eine Ölfflasche schauen.

Wetterzauber

Draußen hat es begonnen zu hageln. Silvia sitzt bei Marietta am Ofen und macht sie auf den Hagel aufmerksam. Marietta eilt darauf zu ihrem geweihten Rosenkranz, der an der Wand hängt, um ihn anschließend vor die Haustür zu legen. Kaum hat sie den Rosenkranz hingelegt hört es auf zu hageln.

Sich kennenlernen

Einen Partner zu finden, war nicht leicht für die Mädchen des Dorfes. Es war ihnen nicht erlaubt, zu Tanzfesten außerhalb des Ortes zu gehen. Im Dorf waren die meisten auf die eine oder andere Art miteinander verwandt, fast alle Familien hatten den gleichen Nachnamen. Ehen unter Cousinen waren häufig, wenn auch nicht besonders angesehen: Die Angst, ein erbgeschädigtes Kind zu bekommen, saß tief. Aber verwandtschaftliche Kontakte waren häufig die einzige Möglichkeit, einen jungen Mann näher kennenzulernen.

Bice hatte keine leichte Kindheit. Sie lebte in einem Ort etwa vier Gehstunden über die Berge und die "prati grandi" von unserem Dorf. Ihre Mutter starb, als sie vier Jahre alt war, nach langer Krankheit. Dann kümmerte sich eine Schwester ihrer Mutter um das Kind, bis der Vater zwei Jahre später wieder heiratete. Die Stiefmutter war eine gute Frau, allerdings wollte sie sich nie Mama nennen lassen, um das Andenken an die "echte Mutter" nicht auszulöschen. Ein wenig hing Bice der Tod ihrer Mutter fast schuldhaft an, denn nach Meinung der Dorfbewohner wäre sie am Leben geblieben, wenn Bice krank geboren worden wäre. Da sie aber gesund zur Welt kam, mußte die Mutter sterben.

Die Schule war für Bice eine lästige Pflicht. Die Eltern schickten ihre Kinder meist nur bis zur dritten Klasse in die Schule, dann wurden sie für die Arbeit zu Hause gebraucht. Schließlich wurde per Dekret die Schulpflicht bis zur achten Klasse verfügt, und Bice mußte sich fügen. Jedoch verließ sie sofort mit 14 Jahren die Schule. Ihre Arbeit fand sie nun auf den Wiesen und Feldern ihres Ortes.

Ihre engere Verwandtschaft war vom Pech verfolgt. Ihr Bruder starb im zweiten Weltkrieg, ein Neffe kam in geistiger Verwirrung auf einem Berg um, als er in einem inneren Drangzustand zu einer Wanderung aufgebrochen war. Seine steifgefrorenen Leiche wurde erst zwei Monate nach seinem Aufbruch von zu Hause gefunden.

Für die kleine Bice bestand schon die Kindheit überwiegend aus Arbeit. Ab sechs Jahren wurde sie mit den Kühen losgeschickt, und einige Jahre später mußte sie über die Berge in unser Dorf gehen, um hier bei der Heuernte zu helfen oder Nährarbeiten zu erledigen. So lernte sie auch Giovanni kennen, ihren zukünftigen Mann. Er war der Sohn der Schwester ihres Vaters und gehörte im Dorf zu einer der Familien mit den meisten Kühen. Immer wieder mußte Bice den Weg über die Prati grandi gehen, um der Familie ihrer Tante zu helfen. Beschwerlich war besonders der Heimweg, wenn nach der schweren Arbeit mit dem Heu die Wege noch steiler erschienen als sonst. Dennoch war sie erleichtert, wenn sie unser Dorf wieder verlassen konnte, und sie erinnert sich gut an einen Stoßseufzer oberhalb der Häuser: "Hierher gehe ich nicht mehr, hier wartet nur schwere Arbeit auf mich und ich bekomme nichts dafür!"

Oft sang sie gegen die Angst, wenn sie alleine beim Sammeln von Walderdbeeren war und in die Nähe der Straße geriet, die immer wieder von Räufern unsicher gemacht

wurde. Angst hatte sie als Kind oft auch vor den Kühen, die früher wilder waren, häufig ausschlugen, wenn sie von Fliegen geplagt wurden. Erst später wurde eine zahmere Rasse eingeführt, die geduldiger war. So hatte es sicher einen anderen Grund, daß sie auch als alte Frau noch beim Melken den Rosenkranz betete.

Obwohl ihr das Dorf, wo sie nur arbeitete mußte und nichts bekam, so verhaßt war, verliebte sie sich doch in Giovanni. Er war groß und schlank, und es kam sie immer härter an, wenn sie sich im Herbst zum letzten Mal von ihm verabschiedete, denn im Winter waren die Berge meistens nicht passierbar. Eines nachts träumte sie, er sei gestorben. Voller Angst machte sie sich am Morgen auf den Weg zu ihm, und als sie sah, daß es ihm gutging, kehrte sie nach Hause zurück.

Die Heirat mit Giovanni in ihrem 30. Lebensjahr besiegelte ihr Schicksal, im Dorf zu bleiben. Einen Sohn sollten sie zusammen bekommen, und tatsächlich bestand ihr ganzes Leben aus harter Arbeit. Selbst im Alter von fast 80 Jahren hilft sie ihrem Sohn heute noch manchmal bei der Heuernte.

Nicht ganz so weit wie Bice hatte es Andrea, wenn er seine Verlobte im Dorf besuchen wollte. Er wohnte im übernächsten Ort, und sein Weg war in einer knappen Stunde zurückzulegen. Freilich gab es auch hier Hemmnisse, denn er hatte einen Wasserfall zu passieren, an dem es nachweislich spukte. Schließlich erzählten viele von den Älteren und Jüngeren die schauerlichsten Gespenstergeschichten über diesen unheimlichen Ort. Nur wenige Minuten vom Dorf unterhalb eines mächtigen Felsabsturzes gelegen, verwandelten sich hier in der Nacht Blumen in Knochen: Ein Verliebter mit einem Strauß Blumen in der Hand sah plötzlich zu seinem Entsetzen ein Bündel menschlicher Knochen zwischen seinen Fingern. Von ähnlichen schauerlichen Ereignissen wurde berichtet, die sich ähnlich beruhigend auf die Phantasie eines jungen Mannes auswirken mußten, der oft des Nachts an dieser Stelle vorbeiwandern mußte.

Eines Abends machte sich Andrea wieder auf den Weg zu seiner Verlobten ins Dorf. Als er am Wasserfall ankam, war es schon fast dunkel. Plötzlich hörte er Stimmen, gespenstisch, einmal näher, einmal weiter entfernt. Unmenschlich erschienen sie, Worte waren nicht zu verstehen, seltsam hohl klangen die Laute. Kurz davor, von Panik erfaßt nach Hause zu rennen, rang er sich mit einem letzten Rest von Mut zu dem Entschluß durch, sich hinzusetzen und der Dinge zu harren, die da kommen sollten. Denn es war ihm klar, daß er diesen Weg nie wieder wagen würde, wenn er nun davonlief. Und wie sollte er dann zu seiner Verlobten kommen? Also saß er neben dem Wasserfall auf einem Felsen, bis sich das Rätsel löste: Zwei Männer kamen ihm auf dem Weg zum Dorf entgegen, deren Stimmen, von den Wänden des Felsabsturzes zurückgeworfen, so unheimlich geklungen hatten. Freundlich wechselte man ein paar Worte, und Andrea setzte erleichtert seinen Weg fort, da er nun keine Geisterstimmen mehr befürchten mußte.

Die Köhler

Auch wenn das Dorf heute sehr abgelegen erscheint und noch vor 20 Jahren, als es nur zu Fuß oder mit Ochsenschlitten erreichbar war, schier von der Welt abgeschieden schien, war doch in früheren Zeiten, als die Menschen es gewohnt waren, zu Fuß zugehen, das Dorf direkt an einer Art Paßstraße gelegen. Diese führte vom Trebbiatto, wo die Bahnlinie verlief, ins Cenotale.

Die Bahnlinie war für den Transport schwerer Güter von entscheidender Bedeutung. Eines dieser Güter war die Holzkohle, die in großen Mengen um das Dorf produziert wurde und überall in Italien als Heizmaterial begehrt war.

Da aus den großen Wäldern der Berge so gut wie keine Straßen führten und der Transport des schweren Holzes praktisch unmöglich war, wurde vor allem mit Beginn der dreißiger Jahre die viel leichtere Holzkohle, die mit dem Maultier transportiert werden konnte und im Tal in die Züge verladen wurde, ein wichtiger Handelsartikel. Erst nach dem Ende des zweiten Weltkrieges wurde das Transportwesen so ausgebaut, daß Holztransporte in größerem Umfang auf der Straße möglich wurden. Damit verschwanden auch die Köhler.

Unternehmer aus dem Cenotale kauften den Wald, der überwiegend in Privatbesitz war, zum Einschlag. Die Köhler waren angestellt und wurden als Saisonarbeiter meist aus dem Veneto und Bergamo rekrutiert. Sie waren bitterarm, noch ärmer als die Bewohner des

Dorfes, die zumindest ihr Auskommen und einen bescheidenen Komfort in ihren Häusern hatten, wenn auch um den Preis sehr harter Arbeit.

Bis zu 20 Familien hausten rund um das Dorf in selbstgebauten Blockhütten, oft genug auch nur in Hütten aus Grassoden. Neben der Wohnhütte gab es meist noch einen kleinen Unterstand für ein paar Ziegen, die die Kinder der Köhler mit Milch versorgten. Die Ziegen waren geliehen, ihre Lebensmittel mußten die Köhler bei ihrem Arbeitgeber im Tal einkaufen.

Die ganze Familie wohnte in einem Raum, das Essen war denkbar eintönig und bestand meist aus Polenta, dem billigen Maismehlbrei. Fleisch gab es so gut wie nie. Manche Köhler legten sich in der Nähe ihrer Hütte einen kleinen Garten an, um wenigstens etwas Salat oder Gemüse zu haben. Von den Dorfbewohnern liehen sie sich alte Öfen zum Kochen. Gelegentlich brachte eine Dorfbewohnerin auch einmal ein wenig Quark oder Käse in eine der Hütten, wenn zum Beispiel dort ein Kind geboren worden war.

Riesige Buchen wurden geschlagen, in Stücke gehackt und in großen Haufen aufgeschichtet. Dann wurde der Haufen mit Grassoden abgedeckt und das Holz zum Kokeln gebracht. Praktisch unter Abschluß von Sauerstoff wurde aus den großen Buchenstämmen die Holzkohle. Das Holz durfte nicht eigentlich brennen und mußte deshalb mit großen Mengen Wassers immer wieder abgekühlt werden. Dieses Wasser holten die Köhler mit zwei Eimern und einem Stock über der Schulter oft von weit her, vom nächsten Bach oder der nächsten Quelle.

Das Herstellen der Holzkohle war ein Saisongeschäft. Im Mai begann die Arbeit, und im Spätherbst war sie beendet.

Die Köhler arbeiteten so gründlich, daß zu Beginn des zweiten Weltkriegs ganze Hänge kahl geschlagen waren. Noch heute sind im Wald, der die Hänge zurückerobert hat, überall auffallend ebene Stellen zu finden, die von der Arbeit der Köhler zeugen. Die Folge ihrer Tätigkeit ist bis heute das Vorherrschen von Mittelwald und der weitgehende Verlust an großen Buchen, die ursprünglich Hochwald gebildet hatten.

Die Schäfer

Von den Dorfbewohnern werden die Schäfer als noch ärmer als die Köhler beschrieben. Sie blieben etwa drei Monate mit 400 bis 600, manchmal auch bis zu 1000 Schafen auf den Weiden. Sie hausten in selbstgebauten Steinhöhlen. Auf ihrem Weg in die Berge hatten sie die Ärmel am Handgelenk zugebunden und mit Polenta vollgestopft. Ein paar Ziegen waren immer als Milchlieferanten dabei. Das Schaffleisch, das sie aßen, trockneten sie nach dem Schlachten in der Sonne, es war meist mit Fliegen bedeckt.

Auch die Dorfbewohner nahmen gelegentlich ihre Dienste in Anspruch, indem sie ihnen ihre eigenen Schafe mit auf die Weide gaben. Außerdem verstanden sich die Schäfer auf das Kastrieren von Lämmern und Kälbern.

Selbstversorger

Früher mussten in den Dörfern des Apenin keine Lebensmittel außer Zucker und Salz gekauft werden, da sonst alles angebaut wurde. Es wurden fünf Getreidesorten angebaut, in tieferen Lagen Mais und bis auf 1200 Meter Höhe Gerste, Roggen, Weizen und Hafer. Eimal wurde versucht auch oberhalb des Dorfes Mais anzubauen, doch durch einen Hagel blieben nur noch Strünke übrig und in den anderen Jahren wurde er nicht reif.

Jede Familie hielt Hühner, Gänse, Enten, oft Puten, Schweine und zusammen mit Rindern war so die Fleischversorgung gesichert. Die Hähnchen wurden oft kastriert, da die Kapaune viel mehr Fleisch ansetzten. Die Milch lieferte Butter, Käse und Sahne und jede familie baute ihr eigenes Gemüse an: Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Karotten, Weißkraut, Wirsing, Salat, Lauch, Zwiebeln, Knoblauch und vieles mehr. Zusammen mit dem Eiern, die das Federvieh lieferte war das Dorf in seiner Lebensmittelversorgung praktisch autark. In Anspruch genommen wurden lediglich Handwerksleistungen wie das Mahlen von Mehl in der beim Ort gelegenen Mühle.

Die Holzteile landwirtschaftlicher Geräte und des Hausrats wurden selbst angefertigt. Das Holz der endlosen Wälder lieferte genügend Brennmaterial zum Heizen und für die Backöfen in denen Brot und Kuchen gebacken wurden.

Für den Hausbau lieferte die Natur alles, was die Menschen benötigten: Bruchsteine für die Wände, Steinplatten für die Dachdeckung, Holz für Gebäck, Dechen und teilweise Zwischenwände, Sand für den Mörtel. Lediglich Kalk musste von außerhalb bezogen werden, um den Kalkmörtel zur Vermauerung herzustellen.

Mit den Bruchsteinen wurden auch die wichtigsten Zufahrtswege zum Kirchort und in die Wälder gepflastert, damit die hölzernen Kufen der Ochsen Schlitten darauf gleiten konnten, mit denen Holz, Sand, Stein und nicht zuletzt die Menschen transportiert wurden.

Auf den Märkten der umliegenden Gemeinden wurde alles das gekauft, was nicht produziert werden konnte: Salz, Zucker, Stoffe und gelegentlich fertige Kleidungsstücke sowie die notwendigen Eisenteile.

Das Dorf selbst hatte niemals einen Laden, obwohl es mehrere Tavernen gab. Abgesehen von den regelmäßigen Besuchen der fliegenden Händler mussten alle Waren aus dem Kirchdorf geholt werden, so manches auch zu Fuß aus Orten, die mehrere Stunden Fußmarsch entfernt waren.

Eines Sonntags bat Gianninas Vater sie, nach einem Kirchbesuch ein Päckchen Tabak aus dem Kirchort für ihn mitzubringen. Die Besitzerin des Ladens war eine Cousine, und Giannina durfte nach der Kirche zum Mittagessen bleiben. Nach unterhaltsamen Stunden ging sie die 2 km Steigung hinauf nach Haus. Dort angekommen fragte ihr Vater nach seinem Tabak, und voller Schrecken merkte sie, dass sie ihn im Laden vergessen hatte. „Da ist der Weg“ war die Reaktion ihres Vaters und der steile Weg musste erneut bewältigt werden, allerdings schaffte sie ihn diesmal in 20 Minuten.

Der Händler

Eine weitere Möglichkeit, das Nötigste einzukaufen war der Händler, ein kleines zierliches Männchen, der einmal in der Woche mit zwei Eseln aus Gropallo ins Dorf kam. Er hatte alles, was das Dorf so zum Leben brauchte: Seife, Mehl, Zucker, Nudeln, Marmelade aus offenen Holzbehältnissen. Alles strömte zusammen, wenn seine Ankunft bekannt wurde, und geschäftig wog er die bestellte Ware mit einer Handwage ab.

Allerdings pflegte der hintere Esel gerne an den offenen Marmeladentöpfen zu riechen, die der vordere Esel trug, während sein Herrchen mit der Kundschaft beschäftigt war. Und wenn niemand zusah, diente das Fell des fordernden Esels auch dazu, die mit Marmelade beklackerten Holzlöffel abzuwischen, mit denen die Wahre verteilt worden war.

Die Stuhlmacher

Ein Stuhlmacher zog durch die Dörfer und hatte Bast und Werkzeug dabei. Er ging zu den Bewohnern, die ihm dann einige Stühle in Auftrag gaben und suchte anschließend das geeignete Holz für die Stühle aus, aus dem er dann die Einzelteile schnitzte. Wenn er die Stuhlteile angefertigt hatte, verzapfte er sie miteinander und begann die Sitzfläche aus Bast zu flechten. Der Stuhlmacher blieb, je nachdem, wieviele Stühle er anfertigte, einen Tag bis zu einer Woche im Dorf und übernachtete bei den Einwohnern. Wenn er seine Arbeit getan hatte, wurde er bezahlt und ging ins nächste Dorf weiter.